

Open Access: viele offene Fragen

Zu „Freier Zugang zu wissenschaftlichen Ergebnissen“ von **Theresa Velden**, November 2004, S. 3

Theresa Velden wirbt in ihrem Editorial vehement für das Open-Access-Modell als Königsweg aus der durch steigende Zeitschriftenpreise hervorgerufenen Krise. Leider geht sie in ihrem Plädoyer aber nicht auf die Geschäftsmodelle ein, die Open Access wirtschaftlich tragfähig machen sollen, denn auch Open Access gibt es nicht umsonst. Meist wird ein Verfahren favorisiert, in dem nicht die Nutzer bzw. Bibliotheken, sondern die Autoren die publikationsrelevanten Dienstleistungen bezahlen. Die Gesellschaft Deutscher Chemiker (GDCh) hat sich mit dieser Thematik kürzlich eingehend befasst. Sie sieht im „Autor zahlt“-Schema noch zahlreiche unbeantwortete Fragen, die in einem vom Vorstand der GDCh verabschiedeten Diskussionspapier zusammengefasst sind.^{*)} Unabhängig von der Tatsache, dass bislang keines der Open-Access-Experimente mit dem „Autor zahlt“-Modell einen nachhaltigen wirtschaftlichen Erfolg vorweisen kann – dies gilt für BioMedCentral oder PLoS ebenso wie für das New Journal of Physics, das von DPG und IoP seit seinem Bestehen mit erklecklichen Summen bezuschusst wird – sieht die GDCh bei einer ganzen Reihe von Punkten Klärungsbedarf, von denen die wichtigsten im Folgenden skizziert sein sollen:

- ▶ Wie kann sichergestellt werden, dass auch im Open-Access-Modell ausschließlich die wissenschaftliche Qualität eines Beitrags und nicht die Finanzkraft des Autors über dessen Publikation entscheidet? Dies betrifft u. a. den wissenschaftlichen Nachwuchs, der zu Beginn der Karriere (wo Publikationen in angesehenen Journalen besonders wichtig sind) häufig nicht über ausreichende Ressourcen verfügt.
- ▶ Wie kann sichergestellt werden, dass nicht auf Grund des Kostendrucks die Qualitätskontrolle in Open-Access-Journalen an Bedeutung verliert? Während im aktuellen Geschäftsmodell die Qualität und Relevanz eines Journals seinen Umsatz maßgeblich bestimmen und

damit eine sorgfältige Qualitätskontrolle eine wichtige Komponente für den Erfolg darstellen, sind im Open-Access-Modell möglichst geringe Ablehnungsquoten sowie ein möglichst kostengünstiges (und damit potenziell qualitativ minderwertiges) Qualitätssicherungsverfahren dem wirtschaftlichen Erfolg einer Zeitschrift zuträglich.

▶ Wie kann eine faire Kostenverteilung zwischen akademischen und Nutzern aus der Industrie gewährleistet werden? Ein signifikanter Anteil der institutionellen Subskribenten naturwissenschaftlicher Fachzeitschriften stammt aus dem kommerziellen Bereich. Da die Ergebnisse industrieller Forschung jedoch kaum publiziert werden, führt das „Autor zahlt“-Modell zwangsläufig zu einer Entlastung der Industrie auf Kosten der öffentlich geförderten Forschung. Bei aller Euphorie für das Open-Access-Modell und den unbestrittenen Problemen des gegenwärtigen Publikationswesens dürfen die in diesen Fragen angesprochenen Risiken, deren Konsequenzen für den Wissenschaftsprozess kaum absehbar sind, nicht verdrängt werden.

WOLFRAM KOCH

Theresa Velden plädiert für freien Zugang zu wissenschaftlichen Ergebnissen – und wer könnte schon dagegen sein, zumindest in der ersten reflexartigen Reaktion. Rasch kommen einem aber doch Bedenken: Freier Zugang, Open Access, Netzwerk, Selbstorganisation, Diskurs, Mehrwertdienste, und nachhaltig darf auch nicht fehlen – diese Begriffe aus dem Wörterbuch des Gutmenschen verschleiern viel und enthüllen wenig. Wie wär's mit freiem Zugang zu Nahrungs-, Arznei-, Arbeits- und Verkehrsmitteln?

Nach Theresa Velden sollen „namhafte Großverlage“ keine „satten Gewinne“ mehr machen. Viele Wissenschaftler und Bibliothekare sind zu Recht verärgert über sehr hohe Preise einiger, aber längst nicht der meisten Zeitschriften, die obendrein zum Teil noch schlecht sind. Diese Zeitschriften werden aber – und dafür gibt es verständliche Gründe – von Wissenschaftlern mit Manuskripten „versorgt“ (obwohl es sicherlich preiswertere und häufig bessere Alternativen gibt), sie

haben respektable Wissenschaftler als Herausgeber und Berater, und es gibt offensichtlich noch genügend Kunden/Bibliotheken, die die Preise zahlen und so zu den „satten Gewinnen“ beitragen. Aber: Ist die Empörung darüber nicht scheinheilig, wenn man in einer Gesellschaft lebt, die auf dem Erzielen von Gewinnen basiert? Was passiert, wenn einmal nicht satte Gewinne gemacht werden, können wir tagtäglich in der Zeitung lesen. Und schließlich: Wer im Glashaus, respektive „Heinz-Nixdorf-Zentrum“ sitzt, sollte nicht mit Steinen (nach satten Gewinnen) werfen.

Theresa Velden sagt nichts zu den Kosten für Open Access, wer sie bezahlen soll und was auf der Strecke bleibt. In einem anderen Beitrag, den sie kürzlich zusammen mit R. Schlögl im Wissenschaftsmagazin der Max-Planck-Gesellschaft^{†)} publizierte, war sie offener: „Allerdings ist der umfassende freie Zugang zu Forschungsergebnissen im Gegensatz zur weitläufigen Meinung auch nicht billiger als das bisherige System von Papierzeitschriften.“ Das bisherige System ist natürlich längst keines von Papierzeitschriften mehr – das klingt so schön diffamierend altmodisch –, alle wichtigen Zeitschriften sind heute elektronisch verfügbar, miteinander vernetzt etc., und zwar dank immenser Investitionen der geschmähten Verlage. Es ist allerdings eine dumme Sache, wenn beim Open-Access-Modell bei gleichen Kosten kein Geld mehr von Nutzern der wissenschaftlichen Literatur gezahlt wird, die selbst keine oder wenig Literatur produzieren, z. B. Wissenschaftler in der Industrie (bei der die reduzierten Kosten direkt dem vermaledeiten Gewinn zugute kommen).

Zahlen sollen beim Open-Access-Modell die Autoren für jeden publizierten Beitrag, und dabei werden Beträge zwischen 500 und 10 000 Euro pro Artikel genannt. Die Autoren sollen das Geld von Förderinstitutionen erhalten, deren Töpfe aber nicht wegen Open Access voller werden. Ansonsten sollen sich die Wissenschaftler wohl auch mit den Bibliothekaren um deren Etats rangeln, denn die brauchen dann ja nicht mehr so viel Geld – aber fragen Sie bitte dazu einmal Ihren Bibliothekar! Die Max-Planck-Gesellschaft hat großzügig Mittel für ihre Aufrüstung bekommen oder stellt diese Mittel

^{*)} siehe www.gdch.de/oearbeit/pospap.htm

^{†)} Max Planck Forschung 2/2004, S. 14 ff.

^{#)} (die es auch gibt), siehe den Leserbrief „The Real Dirty Secret of Academic Publishing“: V. Svetlow, Nature 431, 897 (2004)

Prof. Dr. Wolfram Koch, Frankfurt am Main, Geschäftsführer der Gesellschaft Deutscher Chemiker

Dr. Peter Göllitz, Chefredakteur Angewandte Chemie, Wiley-VCH

Dr. Falk Bruckmann, Universität Leiden (NL)

Dr. Hubert Waldmann, DESY Zeuthen

Die Redaktion behält sich vor, Leserbriefe zu kürzen.

zu Lasten anderer Projekte bereit – was aber machen die vielen kleinen Universitäten, Fachhochschulen und im Extremfall die „Privatgelehrten“? Dass das Open-Access-Modell mehr „Informationsmanagement“, „Cash-Flow-Kontrolle“ und schlicht „mehr Bürokratie“ mit sich bringen wird, liegt auf der Hand.

Wenn die Redakteure/Editors der Zeitschriften von den Autoren bezahlt werden, dann steht „die Ökonomisierung des einzelnen Artikels“ auf der Tagesordnung, und es ist blauäugig zu glauben, dass es keinen Einfluss auf die Entscheidung hat, wenn Redakteure pro akzeptiertes Manuskript eine bestimmte Summe vom Autor erhalten. Ferner ist bekannt, dass die sehr guten Zeitschriften einen deutlich höheren redaktionellen Aufwand treiben müssen als weniger gute und schlechte.^{#)} Da Autoren nur für akzeptierte Beiträge zahlen sollen – es ist in der Tat schwer vorstellbar, dass man Autoren dazu bringen könnte, Ablehnungen in barer Münze zu honorieren –, wird der Zugang zu Top-Zeitschriften nur noch den „Happy Few“ möglich sein, oder es wird eine Nivellierung der Zeitschriften geben.

PETER GÖLITZ

Quark-Confinement noch nicht erklärt

Zu: „Physik-Nobelpreis: Warum Quarks nie allein sind“ von Stefan Jorda, November 2004, S. 6:

Die Assoziation von asymptotischer Freiheit mit der Bindung von Quarks, wie im Titel suggeriert, ist nicht ganz richtig. Im Text heißt es korrekt, dass „sich die Quarks bei kleinen Abständen (oder hohen Energien) quasifrei innerhalb der Hadronen bewegen können“. Daraus folgt weiterhin, dass die Kopplungskonstante bei kleinen Energien groß ist (und daher eine störungstheoretische Behandlung unmöglich ist). Die Bindung von Quarks in farblosen Hadronen, das so genannte confinement, ist deshalb aber noch nicht erklärt. Im Gegenteil, eine ganze Physiker-Community von der Gittereichtheorie bis zur Stringtheorie beschäftigt sich mit diesem Effekt und für einen fundierten Beweis sollte der nächste Nobelpreis schon reserviert sein.

FALK BRUCKMANN

Nicht nur Nachwuchsforscher fördern

Zu „Arbeitsmarkt für Physikerinnen und Physiker“ von Udo Weigelt, November 2004, S. 25

Wenn man die Entwicklung der Arbeitslosenzahlen für Physiker in den letzten Jahren beobachtet, ist eine erfreuliche Entwicklung festzustellen. Die Nachwuchswissenschaftler haben offensichtlich keine Probleme, einen Job zu finden. Dies gilt aber nicht für 45-Jährige und Ältere.

Vor diesem Hintergrund wäre eine Änderung des Konzepts der Nachwuchsförderung überfällig. Sie war ursprünglich dafür gedacht, um den beruflichen Einstieg zu erleichtern bzw. als Überbrückung für beschäftigungslose Zeiten. Mittlerweile geht aber die Nachwuchsförderung vollkommen am Bedarf vorbei. Im Gegenteil, sie ist sogar kontraproduktiv. Dem Jungwissenschaftler ist davon abzuraten, diese Förderung in Anspruch zu nehmen, da er nach Ablauf der Förderungszeit ein paar Jahre älter geworden ist, und sich damit die Möglichkeiten einen festen Job zu erlangen, verringern (s. Statistik). Vielmehr sollten Konzepte entwickelt werden, die darauf hinzielen, ältere Wissenschaftler zu fördern.

Zum einen sollte ins Bewusstsein verankert werden, dass ältere Wissenschaftler wesentlich mehr Erfahrung mitbringen als Hochschulabsolventen, zumal durch das Anstreben von immer kürzeren Studienzeiten die Bereitschaft von Studierenden, durch Belegung zusätzlicher Lehrveranstaltungen auch mal über den eigenen Tellerrand zu blicken, immer mehr abnimmt.

Zum Anderen sollten durch geeignete Programme konkrete Anreize geschaffen werden, gezielt ältere Wissenschaftler einzustellen. Forschungsinstitute (MPG, HGF usw.) könnten die Anteile der Nachwuchsförderprogramme reduzieren und die dabei freiwerdenden Mittel für entsprechende Förderprogramme für die älteren Jahrgänge verwenden. Der Industrie könnten Gehaltszuschüsse in Aussicht gestellt werden.

Zum dritten könnten Preise, Auszeichnungen und dergleichen ausgeschrieben werden, die speziell dazu gedacht sind, Leistungen zu würdigen, die von Wissenschaftlern jenseits von 50 Jahren erbracht wurden.

HUBERT WALDMANN